

Chagall fixierte seine Wahrträume

Man fragt sich, ob ein Maler, der durch sein ganzes Werk so unverwechselbar gekennzeichnet ist wie Marc Chagall, daneben noch eine Selbstbeschreibung von einigem Wert zeichnen kann. Man möchte eher denken, daß seine Aussagekraft sich in seinen Bildern erschöpft, und in einem gewissen Sinne tut sie das auch, trotzdem möchte man des Buch „Mein Leben“, hat man es einmal gelesen, nicht mehr missen. So liebenswürdig ist diese Einführung in die skurrile Traumbildwelt dieses östlichen Juden, der nach einigen Erfahrungen in der russischen Revolution (er stellt sich naiv den damals noch ungeklärten, neuen Ideen zur Verfügung und gründet in seiner Heimatstadt Witebsk eine höchst vergängliche Malerakademie) in Paris zum Westjuden wird.

Die im Grunde datenlosen Aufzeichnungen umfassen nur das halbe Leben Chagalls, denn er schrieb sie, fünfunddreißigjährig, 1921/22 in Moskau kurz vor der großen Zweiteilung seines Künstlerlebens. 1931 erst erschienen die Aufzeichnungen in der Übersetzung seiner Frau Bella in Paris unter dem Titel „Ma vie“. 1957 kam ein Neudruck heraus; dieser liegt der deutschen Ausgabe des Gert Hatje-Verlages in Stuttgart zugrunde, die der hochbetagte Verfasser nach Durchsicht guthieß. Die beigelegten Radierungen schuf Chagall selbst zum Text, so daß ein Ganzes geschaffen wurde, dem man das Endgültige anmerkt.

Den Namen Marc Chagall hören bedeutet, seine ganze skurrile und verliebte Traumwelt auf der Leinwand erscheinen zu sehen. Es ist völlig ausgeschlossen, daß dieser Maler mit einem anderen verwechselt werden könnte. Selbst in den ausgespartesten Radierungen käme niemals ein anderer Urheber in Frage. Alles, was er darstellt, ist schwebend, sich fortbewegend, auf keinen Fall stillstehend und immer geträumt in dem Sinne, daß er es sicherlich vorher einmal als unterbewußtes Erlebnis vorweggenommen hat. Traum fixiert sich und der Maler scheint nur Pinsel oder Nadel zu sein. Alle diese im Hause feststellbaren Dinge wie Säugling, Bettler und Nachtopf erweisen das traumhaft Unwirkliche als das

Authentische. Dies eben wird durch das Buch sichtbar gemacht. Nie hat Chagall den „wirklichen“ Bezirk dieses Unwirklichen verlassen, auch nicht nach dem erwähnten Lebens-Einschnitt im fünfunddreißigsten Jahr.

Daß Chagalls Zeit jahrzehntelang auch die Kafkas gewesen ist, ist kein Wunder. Beide sind ohnmächtig gegenüber dem Leben, sind getrieben, verfolgt (man läßt es Chagall besonders in Petersburg merken, daß er Jude ist), gleichzeitig ist er das klassische Gegenbeispiel für den Juden, der sich in allen Lebenslagen zurechtfindet: Chagall findet sich in keiner zurecht. In der zweiten Lebenshälfte kommt dann der Ruhm zu ihm — man „entdeckt“ ihn —, in der ersten Hälfte hat man den Autodidakten verlacht, ihn nicht ernst genommen. Da kauft ihm einmal ein Kunsthändler für 10 Rubel ein Bild ab und fordert ihn zu weiterem auf. Worauf er gleich fünfzig Bilder hinträgt und später ins Gesicht gesagt bekommt: „Ich kenne Sie ja gar nicht.“

Chagall hatte einige kurze Zusammenreffen mit bekannten Leuten. Wie er sie charakterisiert, mit zwei, drei Sätzen, ist köstlich für deren Charakter (und den seinen). Er stößt auf Gorki, Lunatscharsky, Bakst, den Tänzer Nijinsky, auf Apollinaire.

Folgende Sätze aus seinem Buch mögen Chagall weiter charakterisieren:

„Ich komme der Liebe, der Anhänglichkeit eines gleichgesinnten Herzens entgegen, fliehe aber vor Zweifeln und Vorbehalten.“

„Ich verstehe die Menschen nicht, nur noch meine Bilder. Alles, was DU sagst, ist richtig. Führ' doch meine Hand. Nimm' den Pinsel, und wie ein Dirigent entrück' mich in unbekannte Weiten.“

„Zu jener Zeit schien es, als ob Ochsen die Weltpolitik machten.“

„Impressionismus und Kubismus sind mir fremd.“

Und vielleicht das Rührendste von allen, als er von einem Manne in Witebsk spricht: „Er sah aus wie aus einem Bild von Chagall.“ Ein Paradoxon, denn damals waren diese Bilder noch gar nicht gemalt. Hans Schaarwächter